

Niklas Luhmann
Copierte Existenz und Karriere
Zur Herstellung von Individualität

Wenn heute ein wiederauflebendes Interesse an Individualität und Kultur zu beobachten ist, so wird man dies wohl kaum im Rückgang auf die Klassiker¹ befriedigen können. Nach Jahren der De-Thematisierung – das Individuum wird zum Funktionär und zu seinem Opfer – scheint zwar eine Re-Thematisierung des Individuums anzulaufen;² aber die Klassiker des Faches können dabei kaum weiterhelfen. [...] Vor allem wird zu klären sein, wie denn das Individuum zu sich selbst finden, sich selbst in seiner Individualität bestimmen und steigern kann. Drei Formen oder Verfahren, die die moderne Gesellschaft bereitstellt, sollen hier wenigstens vorgestellt werden: Das erste betrifft die Tendenz, Individualität im *Copieverfahren* zu gewinnen, das zweite die gegen Ende des 19. Jahrhunderts aufkommende Idee, dem Individuum eine *Mehrheit von Selbsts* (die Sprache akzeptiert es kaum!) und damit ein Identitätsproblem zu unterstellen. Drittens kann Individualisierung in Form von *Karriere* (im weitesten Sinne des Wortes) erfolgen.

I.

Das individuelle Subjekt hatte es nie vermocht, die Erfahrungen und Bedenken einfach zu überrennen, die sich aus der Analyse von Verstellung, falscher Devotion, gestellter Natürlichkeit usw. ergeben hatten. Wenn man am anderen aber dies beobachtet und daraus auf sich selbst zurückschließen muß: wie kann man dann die eigene Individualität als Subjekt behaupten und anbieten? Ein Ausweg scheint zu sein: sich Ziele, Anspruchsniveaus und Lebensart durch Copie zu beschaffen, also eine copierte Existenz zu führen.³ Das heißt: das Scheitern des Individualitätsprogramms von vornherein zuzugestehen und das eigene Lebensprinzip auf das Gegenteil zu gründen. Denn in dem Maße, als das Individuum in Reflexionsstellung gedrängt wird und sich damit als kontingent erfährt, liegt nichts näher als der Vergleich mit anderen. Anders-

Haushalt.¹³ Die Gefahr liegt in der Unregierbarkeit. Immerhin bezeichnet dieses Problem schon sehr genau das Problem der Selbstidentität: »FANCY and I are not all one. The Disagreement makes me my own.«¹⁴ Das Sein-eigenes-Ich-Sein kann nur in der Identifikation und Verwerfung des Beliebigen kriterienloser Selbstreferenz (fancy) gewonnen werden; es besteht gerade nicht in dieser Selbstreferenz selbst. Die Identität findet sich in der Nicht-übereinstimmung mit den eigenen Möglichkeiten.

Es ist nicht leicht, das Verlassen dieser Sicht und den Übergang zu andersartigen Vorstellungen über die innere Pluralität der Selbstidentifikation historisch genau zu lokalisieren. Man mag an die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts und an die Romantik oder auch an die letzten Dekaden des 19. Jahrhunderts denken, die das Problem dann mit James und Mead in die heute übliche Form bringen.¹⁵ Jedenfalls wird die Einheit der Mehrheit von möglicher Selbstidentifikation zum höchsten individuellen Problem, das jeder für sich zu lösen hat und das nicht mehr einfach durch Konformität mit Moral und Gewissen, durch Repression des schlechteren Ich zu lösen ist. Das Problem der Reflexion dieser Einheit wird als Problem der Konsistenz oder der Integration dieser Selbstes, als Problem des Wiedergewinns der Identität formuliert. Die Frage nach der Einheit des »Selbst« wird durch eine konstitutive Differenz artikuliert – und zugleich verstellt. Die Gesellschaft zeichnet nicht mehr die Lösungsrichtung vor, sondern nur noch das Problem; sie tritt dem Menschen nicht mehr als Anspruch an moralische Lebensführung gegenüber, sondern nur als Komplexität, zu der man sich auf je individuelle Weise kontingent und selektiv zu verhalten hat.

Daß solche Fragestellungen am Ende des 18. Jahrhunderts und, nach ideologischen Verunsicherungen, verstärkt am Ende des 19. Jahrhunderts auftauchen, ist kein Zufall. Als literaturfähige Semantik entspricht diese Auflösung und Rekombination des Individuums der Erfahrung einer hochkomplexen Gesellschaft, die jedem Individuum eine andere Biographie, ein anderes Rollen-set, eine andere Verteilung von Zufällen, Chancen und Verdiensten zuteilt. Ebenso sicher ist, daß jetzt eine andere Profession am Werk ist, um das Individuum zu betreuen: nicht mehr Beichtväter oder theologische Lebensberater, sondern zunächst die »education sentimentale« des Romans und sodann Psychiater und Therapeuten.

Das erfordert den Wechsel der Theorie und den Wechsel der Leitdifferenz: nicht mehr Heil/Verdammnis und wahre/falsche Devotion, sondern bewußt/unbewußte und personale/soziale Identität. Entsprechend mag es sein, daß psychische Systeme, die solcher Semantik und solcher Beratung ausgesetzt sind, andere Vorstellungen über sich selbst entwickeln. Aber all dies bleibt allgemeine Theorie und führt nicht zur Individualität, ja nicht einmal zu einer Theorie der Individualität. Man sieht nur, daß dem Individuum die Reflexion seiner Einheit aufgegeben ist; und man sieht, daß es dabei nicht mehr um Heilsgewinnung und nicht mehr um Steigerung in Richtung auf Perfektion geht, sondern um die Lösung von Problemen, die sich aus der modernen Gesellschaft für den einzelnen ergeben. Eben das schließt es aber aus, daß die Gesellschaft zugleich auch die Lösung dieser Probleme, die Individualität der Individuen vorgibt.

3.

Für Angehörige der Oberschichten einer stratifizierten Gesellschaft waren in der Zeitdimension selbst keine Alternativen erkennbar; sie konnten vor sich selbst nur in die Sozialdimension fliehen: Geselligkeit, Freundschaft, Liebe suchend.¹⁶ Der Selbstbezug kann zwar die Erlebnisfähigkeit im Verlauf der Zeit immer wieder erneuern, aber die Themen der Beschäftigung müssen woandersher kommen, und das Individuum kann dafür nur Aufnahmefähigkeit (sensibilité) bereithalten.¹⁷ »Bürgerliche« Lösungsangebote tauchen zwar schon auf, bleiben aber marginal.¹⁸ Im ganzen hat man den Eindruck, daß ein Problem auftaucht und in die Selbsterfahrung von Individuen eingearbeitet wird, bevor die sozialstrukturelle Entwicklung Möglichkeiten zu seiner Lösung bereitstellt. Die Lösung wird ihrerseits nicht voll befriedigen, aber sie wird wenigstens zu dem Problem passen. Wir wollen sie mit dem allgemeinen Begriff der »Karriere« bezeichnen.

Als soziale Zwangsläufigkeit entstehen Karrieren dadurch, daß Geburt, häusliche Sozialisation und schichtmäßige Lage nicht mehr ausreichen, um den Normalverlauf des Lebens erwartbar zu machen. Unberechenbarkeiten und Schicksalsschläge hatte es natürlich immer gegeben, aber sie lagen nicht primär im gesellschaftlich kontrollierten Bereich. Das ändert sich im Übergang von

stratifikatorischer zu funktionaler Differenzierung. Das Lebensschicksal ist jetzt nicht mehr ein Problem der Selbsterhaltung gegen äußere, unter anderem soziale Gefährdungen. Es muß auf eine Sukzession von selektiven Ereignissen umgedacht werden, die jeweils (aber mit unterschiedlicher Gewichtsverteilung) Selbstselektion und Fremdselektion kombinieren. Das dafür gültige Zeitmodell nennen wir Karriere.

Der Begriff ist also in einem weiten Sinn zu nehmen;¹⁹ er ist nicht nur auf den Wechsel beruflicher Positionen in organisierten Sozialsystemen zu beziehen. Das Durchlaufen von Ausbildungsstationen im Schul-/Hochschulsystem kommt hinzu. Aber auch an Reputationskarrieren, auch an Krankheitskarrieren ist zu denken²⁰ und natürlich an Karrieren der Kriminalität.²¹ Entscheidend ist, daß auch hier eine Art autopoietisches Verhältnis vorliegt: Die Karriere besteht aus Ereignissen, die nur dadurch, daß sie die Karriere positiv oder negativ fördern und weitere Ereignisse dieser Art ermöglichen, zur Karriere gehören. Die Karriere besteht, anders gesagt, aus Ereignissen, denen sie selbst Karrierewert verleiht. Dies wiederum ist nur möglich im Hinblick auf Ereignisse, die weitere Ereignisse ermöglichen, für die das gleiche gilt – etwa das Erlangen von Berufspositionen als Voraussetzung für weitere Berufspositionen, Einkünften als Voraussetzung für Kredit, Bekanntheit als Voraussetzung für weitere Erwähnung in den Massenmedien, Vorstrafen als Voraussetzung für weitere Kriminalität. Die Karriere wird mithin als ein nahezu voraussetzungslos beginnender, sich selbst ermöglichender Verlauf erfahren. Eben deshalb kann sie zur Artikulation von Individualität in der Zeit dienen.

Ob ermöglicht oder ermöglichend: Alle Karriereereignisse sind kontingente Selektionen weiterer Selektionen. Von jedem Ereignis aus wird die Vorgeschichte zur notwendigen Voraussetzung, die anschließbare Zukunft zur Folge. Die Gesamtkarriere ist demnach eine durch und durch kontingente Struktur. Dies gilt auch insofern, als sie selbst allein nie ausreicht, um ihren eigenen Fortgang zu sichern. Es müssen externe und interne Faktoren hinzukommen, vor allem Glück (in der Form begünstigender Konstellationen) und Leistung.²² Deren Zusammenhang aber begründet die Karriere selbst. Insofern ist die Karriere die unerläßliche Voraussetzung auch für das, was in ihr nicht berechnet und nicht sicher bewirkt werden kann: für Glück und für Unglück; denn alle Opportunität ist immer schon der Karriere selbst verdankt.²³ Die

Angewiesenheit auf eine Kombination von externen und internen Faktoren, Glück und Bemühung, Fremdselektion und Selbstselektion macht die Karriere in hohem Maße unsicher. Günstige Bedingungen können nie voll und ganz durch Leistung ersetzt werden – und dies um so weniger, je größer der Karriereerfolg ist, der erwartbar wird.²⁴ Die Unsicherheiten betreffen primär natürlich die Zukunft, sekundär aber auch die Vergangenheit, da im Laufe der Karriereentwicklung sich herausstellen kann, daß andere Vergangenheiten nützlicher gewesen wären, als die, die man aufzuweisen hat; oder daß viele der Bemühungen, die man um der Karriere willen auf sich genommen hat, sich als überflüssig erweisen.

Unsicherheit ist immer je gegenwärtige Unsicherheit. Sie akzentuiert die Bedeutung der Gegenwart; und dies um so mehr, als die Gegenwart nicht nur in sich selbst als Moment des plaisir/ennui, sondern im Karrierekontext als eine Vergangenheit der gegenwärtigen Zukunft relevant wird. Man könnte etwas versäumen, was sich später nicht nachholen läßt. Man könnte die Vorbereitung auf eine zufällig eintreffende Chance unterlassen haben. Tendenziell werden dadurch die Anfänge, insbesondere die Ausbildungen, in ihrer Relevanz überschätzt (oder, um ein anderes Beispiel zu wählen: die Bemühungen um die Stärkung der Gesundheit des noch gesunden Körpers). Man versucht, der Gegenwart gerade angesichts der hohen Unsicherheit zeitbindende Effekte abzugewinnen, also Zeit zu kapitalisieren.²⁵ Dafür gibt es kaum objektive Grenzen der sinnvollen Anstrengung: Man kann nie ausschließen, daß mehr oder andersartige Vorbereitung letztlich den Ausschlag geben wird.

Mit all dem verbinden sich Kumulationseffekte: Erfolge erzeugen Erfolge, Mißerfolge erzeugen Mißerfolge. Anfänglich geringe Differenzen werden durch die Karriere verstärkt. So geht die Karriere ihrerseits in die Selbstselektion ein. Man traut sich mit einer karrieregünstigen Biographie mehr, mit einer entmutigenden Biographie weniger zu. Wenn es keine anderen Gründe für die laufende Regenerierung von Ungleichheiten gäbe: durch Karrieren allein würden sie zustande kommen. Insofern sind Karrieren nicht nur Folgen des Zusammenbruchs der Stratifikation; sie erzeugen auch eine ähnliche, wenngleich instabile, Ungleichheit der Chancenverteilung.

In dem Maße, als sozialstrukturelle Bestimmungen der Lebens-

läufe zurückentwickelt, das heißt: auf Bedingungen für Karrieren reduziert werden, wird Karriere zur universellen Lebensform. Sie läßt die Möglichkeit offen, sich als träge und uninteressiert zu erweisen und in einer Nische ein ruhiges Leben zu suchen. Man kann, anders gesagt, den Beitrag einer eigenen Selbstselektion für Karrieren verweigern. Man kann eine Null-Karriere wählen. Aber auch das ist noch Karriere, weil auch diese Option der Struktur folgt. Auch sie definiert die karrieremäßige Opportunität, auch sie legt Individualgeschichte im Unsicheren fest. Auch sie kann nicht ausschließen, daß Momente kommen, in denen man sie, weil kontingent, bereuen wird. Die Karriere [...] ermöglicht es, [...] die eigene Identität in der Zeitdimension zu definieren. Sie bietet dem Individuum die Form, in der es sich selbst, ohne an Individualität zu verlieren und ohne in einem höheren Ganzen »aufzugehen«, in die asymmetrische Irreversibilität der Zeit versetzen kann (obwohl die Karriere selbst eine rekursive Verknüpfung aller für sie relevanten Ereignisse vorsieht). Und diese Form ist abgestimmt auf das, was als Sozialstruktur der Gesellschaft ohnehin gegeben ist.

Anmerkungen

- 1 So vermutet Roland Robertson, *Meaning and Change: Explorations in the Cultural Sociology of Modern Societies*, Oxford 1978, S. 4f. Vgl. auch ders., *Aspects of Identity and Authority in Sociological Theory*, in: Roland Robertson/Burkart Holzner (Hg.), *Identity and Authority: Explorations in the Theory of Society*, Oxford 1980, S. 218-265.
- 2 Vgl. etwa Ulrich Beck, *Jenseits von Stand und Klasse?* in diesem Band S. 43; ders., *Die Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt 1986; Alois Hahn/Volker Kapp (Hg.), *Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*, Frankfurt 1987.
- 3 »Homme-copie« war für Stendhal (der diesen Ausdruck m. W. eingeführt hat) zunächst eine wenig ehrenwerte Existenzform. Vgl. *De l'amour* (1822), zit. nach der Ausgabe Paris 1959, S. 276. Sie sollte andere Möglichkeiten jedenfalls nicht ausschließen. Bald darauf setzt aber der Roman diese Existenzform (mit all dem, was daran unbefriedigend bleibt) mehr oder weniger universell fort – lange bevor Martin Heidegger, *Sein und Zeit*, 6. Aufl. Tübingen 1949, insb. S. 126 ff., dazu

- eine philosophische Interpretation bietet. Vgl. ferner vor allem René Girard, *Mensonge romantique et vérité romanesque*, Paris 1961.
- 4 Vgl. etwa Jacques du Bosq, *L'honnête femme*, Neuaufll. Rouen 1639, S. 17 ff.; Pierre Daniel Huet, *Traité de l'origine des romans*, Paris 1670, Nachdruck Stuttgart 1966, insb. S. 92 ff.
 - 5 So sehr einflußreich: Edward Young, *Conjectures on Original Composition* (1759), zit. nach ders., *The Complete Works*, London 1854, Nachdruck Hildesheim 1968, Bd. 2, S. 547-586.
 - 6 Siehe bereits Jean de La Bruyères, *Les Caractères: Des ouvrages de l'esprit* Nr. 62, 64, *Œuvres complètes*, éd. de la Pléiade, Paris 1951, S. 88 f.; Anthony, Earl of Shaftesbury, *Characteristicks of Men, Manners, Opinions, Times*, o. O., 1714, Nachdruck Farnborough 1968, Bd. 3, S. 4 f.; oder Abbé de Villars, *De la délicatesse*, Paris 1671, S. 179: »Le siècle est délicat, il n'aime pas les copies, il faut estre original en tout ce qu'on écrit.« Man darf vermuten, daß diese Abwertung des Copierers eine Reaktion auf den Buchdruck ist.
 - 7 A. a. O., S. 561.
 - 8 Bei Vinet (1836) ohne Herkunftsangabe, vielleicht ohne Kenntnis der Quelle: »Quelqu'un a dit que 'nous naissons originaux et que nous mourons copies« (a. a. O., 1913, S. 326).
 - 9 »La modernité, c'est le transitoire, le fugitif, le contingent, la moitié de l'art, dont l'autre moitié est l'éternel et l'immuable« – Charles Baudelaire, *Le peintre de la vie moderne*, zit. nach *Œuvres complètes*, éd. de la Pléiade, Paris 1954, S. 881-920 (892).
 - 10 Anthony, Earl of Shaftesbury, *Soliloquy: or Advice to an Author*, 1710, zit. nach ders., *Characteristicks of Men, Manners, Opinions, Times*, a. a. O., S. 151-364.
 - 11 »For who can thus multiply himself into two Persons, and be his own Subject«, fragt Lord Anthony und empfiehlt daraufhin das »Business of Self-Dissection. By virtue of this Soliloquy he becomes two distinct Persons. He is Pupil and Preceptor. He teaches and he learns...« (a. a. O., S. 157 bzw. 158). Beim Lesen dieser und ähnlicher Stellen ist natürlich zu beachten, daß »Person« damals noch nicht Individuum hieß, sondern etwas Allgemeines bedeutete. Es geht also nicht um die unsinnige Vorstellung der »dissection« eines Individuums.
 - 12 »Whatever may be the proper Effect or Operation of Religion, 'tis the known Province of Philosophy to teach us ourselves, keep us the self-same Persons« – a. a. O., S. 283.
 - 13 Explizit a. a. O., S. 323 f.
 - 14 A. a. O., S. 325.
 - 15 Vgl. die eingehende Analyse und den Vergleich dieser beiden Perioden bei Jan Hendrick van den Berg, *Divided Existence and Complex Society: An Historical Approach*, engl. Übers. Pittsburgh 1974.
 - 16 Wobei gerade diese Ausgangslage dann wieder wahre Freundschaft und

- Liebe unmöglich macht. Vgl. etwa Madeleine de Scuderi, *Conversation de l'ennuy sans sujets*, in: dies., *Conversations nouvelles sur divers sujets*, Paris 1684, Bd. II, S. 457-502. Vgl. zu »ennui« ferner: Friedrich Mehnert, *Schlüsselwörter des psychologischen Wortschatzes der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, untersucht an den Briefen zweier Salondamen (Mme. du Deffand und Mlle. de Lespinasse)*, Diss. Berlin 1956, S. 151 ff.; Wolf Lepenies, *Melancholie und Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1969.
- 17 Vgl. M. Deslandes, *L'art de ne point s'ennuyer*, Amsterdam 1715, insb. S. 31 f., 132 ff.
- 18 Zum Beispiel Besitzstreben (auf Sachgüter und auf Meinungen bezogen!) bei Georges-Louis Le Sage, *Le Mécanisme de l'esprit*, zit. nach dem Neudruck in: ders., *Cours abrégé de Philosophie par Aphorismes*, Genf 1718, S. 345 ff.
- 19 Vgl. außer der kaum noch übersehbaren organisationssoziologischen Literatur z. B. Howard S. Becker/Anselm L. Strauss, *Careers, Personality, and Adult Socialization*, in: *The American Journal of Sociology* 62 (1956), S. 253-263; David V. Tiedeman/Robert P. O'Hara, *Career Development: Choice and Adjustment: Differentiation and Integration in Career Development*, New York 1963; Niklas Luhmann/Karl Eberhard Schorr, *Reflexionsprobleme im Erziehungssystem*, 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1988, S. 277 ff.
- 20 Zum letzteren z. B. Julius A. Roth/Timetables: *Structuring the Passage of Time in the Hospital Treatment and Other Careers*, New York 1963.
- 21 Vgl. generell für Karrieren in Devianz: Howard S. Becker, *Outsiders: Studies in the Sociology of Deviance*, New York 1963; ferner etwa Günther Machura/Hans Stirn, *Eine kriminelle Karriere*, Wiesbaden 1978. Die moderne Streitfrage, ob die Person an ihren Delikten schuld ist oder die Gesellschaft, die ihr ungünstige Bedingungen vorgibt, läßt sich auf diese Weise lösen: schuld ist die Karriere.
- 22 Deshalb stellt sich für Karriereerwartungen immer ein doppeltes Zurechnungsproblem. Vgl. dazu Niklas Luhmann, *Zurechnung von Beförderungen im öffentlichen Dienst*, in: *Zeitschrift für Soziologie* 2 (1973), S. 326-351.
- 23 In diesem Sinne spricht K. Robert, *The Entry into Employment: An Approach Towards a General Theory*, in: *Sociological Review* 16 (1968), S. 165-184, von »opportunity-structure model«.
- 24 Dies zeigt die soeben angeführte empirische Untersuchung: Luhmann, a. a. O. (1973).
- 25 So Jean René Treanton, *Le concept de carrière*, in: *Revue Française de Sociologie* 1 (1960), S. 73-80 (76).

Maria S. Rerrich

Zusammenfügen, was auseinanderstrebt: Zur familialen Lebensführung von Berufstätigen

In der Familiensoziologie unterscheidet man gern zwischen der Familie einerseits und gesellschaftlichen Umweltbedingungen der Familie andererseits. So hilfreich diese heuristische Unterscheidung manchmal sein mag: Sie kann auch in die Irre führen. Denn sie unterstützt ein verzerrtes Bild von Familie, das auch im Alltagsbewußtsein vieler Menschen dominiert: die Familie als geschützter und beschützender Ort, angesiedelt irgendwo außerhalb der Gesellschaft.

Diese Vorstellung einer von der Gesellschaft mehr oder minder abgeschotteten Familie hat eine lange Tradition. Sie geht zurück auf Theoretiker wie Wilhelm Heinrich Riehl, dem konservativen Begründer der Familiensoziologie in Deutschland. Bereits Riehl beschrieb das Verhältnis von Familie und Gesellschaft in dichotomisierenden Kategorien: in der Öffentlichkeit der Gesellschaft die Kräfte der Bewegung, das Draußen der Welt, der Ort der Männer, in der Familie dagegen die Kräfte des Beharrens, das Drinnen des Heims, der Ort der Frauen. Ob diese polarisierende Betrachtungsweise je mehr war als die Wunschvorstellung eines bürgerlichen Kulturkritikers, sei einmal dahingestellt. Für jede aktuelle Einschätzung von Familie scheint ein analytischer Zugang jedenfalls fruchtbarer, der von der gegenteiligen Annahme ausgeht: daß die Gesellschaft Teil der Familie ist und umgekehrt, daß Entwicklungen im Binnenraum der Familie weitreichende gesellschaftliche Konsequenzen nach sich ziehen können.

Dies gilt erst recht für gesellschaftliche Veränderungsprozesse, wie sie für die letzten Jahrzehnte typisch waren. Mit Arlie Hochschild und Ann Machung (1990) gesprochen, gingen diese gesellschaftlichen Umbrüche nicht einfach um die Institutionen Ehe und Familie herum, sondern mitten durch sie hindurch.

Hierfür gibt es viele Belege. Ein aktuelles, besonders drastisches Beispiel liefert derzeit der Geburtenrückgang in Ostdeutschland. 1991 war hier die Geburtenzahl nur halb so hoch wie Mitte der achtziger Jahre (Statistisches